

Ein Traum wird wahr

Von Alain Claude Sulzer

Vielleicht lag es daran, dass ich in diesen Tagen Thomas Hürlimanns «Der grosse Kater» las, in dessen Zentrum eine Bundesratsfamilie steht, vielleicht war die drückende Sommernachtshitze schuld daran, dass ich träumte, man habe mich in den Nationalrat gewählt. Darüber, wie es dazu gekommen war, welche Anstrengungen zu dieser völlig unerwarteten Veränderung in meinem Leben geführt hatten, gab der Traum keine Auskunft. Als ich aufwachte, war ich meiner Funktion enthoben, und die Bellevue-Bar, in der ich eben noch in Gesellschaft von lauter Unbekannten einen Hemingway Martini getrunken hatte, versank und machte der nackten Realität Platz: Ich war nichts weiter als ein aus dem Schlaf erwachter Autor mit einem begrenzten Repertoire an Ausdrucks- und Verbreitungsmöglichkeiten, der sich erst in die Öffentlichkeit wagt, wenn man ihn zu Lesungen oder um essayistische Meinungsbekundungen bittet.

Schade also um das Zimmer im noblen «Bellevue», wo mich meine Partei doch gewiss untergebracht haben würde. Schade auch um das Privileg der parlamentarischen Immunität, die es mir erlaubt hätte, endlich einmal öffentlich die Sau rauszulassen, ohne Sanktionen fürchten zu müssen. Und schade um die Schlagzeilen, wenn ich ans Rednerpult getreten wäre und mit Nachdruck bedenkenswerte Forderungen gestellt hätte, die schon so lange in der Luft lagen, dass man sie nahezu vergessen hatte (soziale Gerechtigkeit, Bildung für alle, Umwelt, Flüchtlinge, Zukünfte entwerfen). Nicht schade allerdings um das Gelächter oder – noch schlimmer – das genervte Aufstöhnen der gesamten Bundesversammlung, das jeweils ertönte, wenn ich mich verhedderte, verquere Analogien herstellte, Aussagen anderer falsch zitierte, die Namen osteuropäischer Politiker durcheinanderbrachte oder völlig überzogene Ansprüche der mir nahestehenden Klientel geltend machte.

Während andere davon träumen, vom Boden abzuheben und zu fliegen oder sich ohne Sauerstoffgerät in ozeanischen Tiefen zu bewegen, träumt unsereins also insgeheim davon, nicht nur privat oder bei besonderen Gelegenheiten nach seiner politischen Meinung gefragt zu werden, sondern Politik zu «machen»; es zumindest zu versuchen; den alltagspolitischen Weg zu gehen statt des kreativen. Konsens zu suchen statt Konfrontation.

Wenn Politiker Romane schreiben, ist für hämische Aufmerksamkeit umgehend gesorgt. Wenn Künstler Politiker werden wollen, wie es gerade in Zürich der Fall ist, bleibt der Ton der Kommentatoren gemässigt, was nicht zuletzt daran liegt, dass sich auch die Spitzenkandidaten nicht die geringste Chance ausrechnen, einen Sitz zu ergattern. Für jene, gegen die sie antreten, besteht also kein Grund zur Sorge; ihnen erwächst keine ernstzunehmende Konkurrenz. Wer vom Einfallsreichtum der Künstler neue Impulse, mithin frischen Wind erwartet, sieht sich enttäuscht. Das Manifest der Künstler fordert kulturelle Vielfalt, soziale Gerechtigkeit, Meinungsäusserungsfreiheit, Völkerrecht und eine offene, demokratische Schweiz; ihre Wortführer sprechen davon, Kultur zum Diskussionsthema zu machen, ohne allerdings Kulturlobbing betreiben zu wollen. Umwelt, Flüchtlinge,

das Verhältnis zur EU sind weitere Themen. Originalität sieht anders aus. Witz, Subversion und Kreativität schon gar.

«Unsere Schwäche ist unsere Chance», sagt eine der Spitzenkandidatinnen. Die Aussagekraft dieses Satzes liegt im Ungefähren, das auf irritierende Weise an die Aussagen jener Politiker erinnert, denen man vorwirft, mit leeren Worthülsen zu operieren, die bei Bedarf mit beliebig austauschbaren Programmpunkten aus dem unerschöpflichen Repertoire anderer Parteien gefüllt werden können.

Nichts gegen die Aufrichtigkeit von Künstlern, die sich – selbst in fortgeschrittenem Alter – einem neuen, vielleicht aufregenderen Aufgabenbereich zuwenden wollen, auch wenn sie wissen, dass sie von vornherein auf verlorenem Posten stehen; die symbolische Handlung der Kandidatur bedeutet ihnen womöglich mehr als die tatsächliche Erringung eines Parlamentssitzes. Unter fünfunddreissig Kandidaten finden sich übrigens nur vier Musiker. Vielleicht deshalb, weil Musiker wissen, wie schwierig es ist, vom Cello zum Klavier zu wechseln, vom Instrument, das man beherrscht, zu einem, das zu beherrschen man sich erträumt. Aber Träumen ist erlaubt, auch davon, im Nationalrat zu sitzen und dort darauf zu warten, dass einem endlich das Wort erteilt wird.

Der Schriftsteller **Alain Claude Sulzer** lebt in Basel. Mitte August erscheint sein neuer Roman «Postskriptum».